

Impulse zur Auseinandersetzung mit dem Weg unserer Kirche

Hinführung zum Papier „Veränderungen gestalten“ von OLKR Horst Slesazek

Während einer Tagung in der **Evangelischen Akademie Meißen** im Herbst 2004 zum Thema „Veränderungen gestalten – Gemeinde bauen“ wurden Gesichtspunkte benannt, die für die Bewältigung der Situation in unserer Landeskirche wesentlich sind. Als ein wichtiger Problemkreis erwies sich dabei die Frage, wie denn konstruktiv mit der Trauer über die sich abzeichnenden Verluste umgegangen werden kann.

Etwa gleichzeitig publizierte das **Gemeindekolleg Celle** (www.gemeindekolleg.de) im Heft 2/2004 mit dem Titel „Mut zur Trauer? Zur Lage der Kirche – Wahrnehmungen und Reaktionen“ eine Diskussion zu Auswirkungen des Rückbaues kirchlicher Strukturen.

Im **Landeskirchenamt** wächst seit längerem die Sorge über eine selektive Wahrnehmung der tatsächlichen Lage und der sich in Folge des Bevölkerungsverlustes abzeichnenden noch schwierigeren Verhältnisse in wenigen Jahren. Es wurde nach neuen Perspektiven in den gegenwärtigen Herausforderungen gefragt und die Notwendigkeit konzeptionellen Arbeitens in den Gemeinden bei den erforderlichen Schwerpunktsetzungen herausgestellt.

Die aus all diesen Diskussionen hervorgegangenen Impulse zur Auseinandersetzung mit dem Weg unserer Kirche wurden schriftlich formuliert und zusammen mit dem Heft des Gemeindekollegs Celle allen Pfarrerinnen und Pfarrern der Landeskirche mit der Bitte zugeleitet, sich mit den darin angesprochenen Problemen in Konventen und Kirchenvorständen auseinander zu setzen. Die kirchlichen Werke wurden von dieser Publikation informiert.

Im Anschluss an dieses Vorwort finden Sie den genannten **Text** aus dem Landeskirchenamt: „**Veränderungen gestalten**“ (Die Situation in unserer Landeskirche und die Herausforderungen für uns).

Dort befindet sich unter „3. Die noch ausstehende Trauerarbeit“ ein **Link** zur Seite des Gemeindekollegs Celle, wo das Heft „Mut zur Trauer? Zur Lage der Kirche...“ bestellt bzw. als PDF-Datei heruntergeladen werden kann.

Zusätzlich wurde eine direkte Verlinkung zum PDF-Dokument vorgenommen.

Veränderungen gestalten

(Die Situation in unserer Landeskirche und die Herausforderungen für uns)

1. Der Bevölkerungsschwund

- Die Landeskirche leidet unmittelbar unter den Folgen des Bevölkerungsschwundes. Beispiel: Im Bereich des Regierungspräsidiums Dresden wurden im vergangenen Sommer 43 Schulen geschlossen, in Sachsen insgesamt 101 (Sächsische Zeitung vom 9. Juli 2004, Rundfunkmeldung vom gleichen Tag). Die Schülerzahl verringert sich jährlich weiter von z.Z. 560.000 bis zum voraussichtlichen Tiefstand 2011/12 mit 390.000. Die Konfirmandenzahlen sinken infolgedessen an manchen Stellen schon heute auf die Hälfte bis ein Drittel bisheriger Jahrgangsstärken.
- Die Zahl der lebend Geborenen ist in Sachsen von 57.000 im Jahre 1985 auf 20.500 im Jahre 1994 gesunken. (1950: 81.100!). Diese Entwicklung kann auch so beschrieben werden: Es sind schon in den 50er und 60er Jahren viel zu viele Väter und Mütter nicht geboren, die so vielen Töchtern und Söhnen das Leben nicht schenken konnten, so dass diese heute und morgen keine Kinder auf die Welt bringen werden. Selbst wenn jetzt alle Familien in Sachsen in punkto Kinderfreundlichkeit radikal umdenken würden, würde sich frühestens in 30 Jahren die Entwicklung umkehren.
- Für die Familien der Christen in unserem Land ist keine signifikante Abweichung von dieser Lebenshaltung und -auffassung festzustellen. Das Diagramm der Gemeindegliederjahrgänge (vgl. die sog. „Vorlage 33“) folgt der Entwicklungskurve der Bevölkerung bis hinein in den „Pillenknicke“ und die Geburtenzunahme infolge der „sozialpolitischen Maßnahmen“ der DDR.

2. Die Finanz- und Personalplanung der Landeskirche

- Es ist angemessen, mit Wundern zu rechnen. Aber sie sind nicht planbar. Wir müssen Gemeindegrowth wollen und alles dafür tun. Aber wir können Gottes Wirken nicht erzwingen. Sein Geist weht, wo er will. Also werden wir nichts verbauen, doch bei mehr als 700 Pfarrern, ca. 80 Kirchenbeamten und bei mehr als tausend anderen Mitarbeitenden muss eine Kirche nach dem Ersichtlichen planen. (Sogar eine Bibeldruckerei darf nur so viel Papier einkaufen, wie sie Bibeln abzusetzen hofft.)
- Wir sehen die Gegebenheiten: Ab 2012 werden die nach 1990 „nicht geborenen Getauften“ nicht ins Berufsleben einsteigen. Natürlich gibt es keine „nicht geborenen Getauften“. Doch seit 1990 gibt es eben nur noch Geburtsjahrgänge, die zahlenmäßig zwischen 40 und 50 Prozent der Geburtsjahrgänge zuvor betragen. Wir taufen von den in den 90er Jahren Geborenen 30 %, heute nur noch 25 % der Kinder. Auf Grund dieser Entwicklung können wir heute schon sagen, wie viele Mitarbeitende wir ab 2012 bezahlen können, falls Gott bis dahin keine große Erweckung schenkt, unsere missionarische Arbeit keine Früchte trägt und die Lohn- und Einkommensteuern nicht weiter sinken.
- Zur Zeit versuchen wir, die sog. Flächendeckung durchzuhalten. Für jedes Gemeindeglied sind kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erreichbar. Die Entfernungen vergrößern sich. (Immerhin ist die Zahl der Gemeindeglieder, denen Pfarr- und Mitarbeiterstellen zugeordnet werden, seit Jahren rückläufig, d.h., der einzelnen Pfarr- bzw. Mitarbeiterstelle werden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weniger Gemeindeglieder zugeordnet.) Im Blick auf die Mitarbeiterdichte in der Fläche stellte OKR Begrich (früher Magdeburg, jetzt Finanzdezernent im Kirchenamt der EKD) allerdings unlängst fest: „In einigen Gebieten wird sich die Frage nach den „weißen Flecken“ so stellen: Wie groß können die „bunten Tupfer“ noch sein?“
- Pfarrerrinnen und Pfarrer, aber auch die Kirchenvorstände, müssen sich unter dem Eindruck dieser Perspektive klar machen, wie wenig sicher die Arbeitsplätze vieler Mitarbeitender in Zukunft sein werden. Daraus erwächst ein hoher Anspruch an die geistliche und menschliche Kompetenz der Entscheidenden und der Leitenden in unserer Kirche auf allen Ebenen.

3. Die noch ausstehende Trauerarbeit

(s. dazu „Mut zur Trauer? Zur Lage der Kirche – Wahrnehmungen und Reaktionen“, Magazin ‚Kirche in Bewegung‘, Ausgabe Nov. 2004, hrsg. vom Gemeindegliederkolleg Celle)

- In vielen Herzen steht die Bewältigung der oben beschriebenen Tatsachen noch aus. Die normalen Abwehrreaktionen bei den Umbrüchen in unserer Landeskirche sind – wie bei anderen Verlusterfahrungen auch – Schuldgefühle und Schuldzuweisungen. Dabei führt die Sehnsucht nach Entlastung zuweilen zu Sündenbock-Strategien.
- Die erste große Aufgabe ist es, unsere Herzen dahin zu bringen, dass sie sich dem – von uns Unabänderlichen – stellen. Dazu helfen Aussprachen, aber auch professionelle Unterstützungen wie Supervision und Gemeindeberatung. Wenn dann klar ist, wohin der Weg vor Ort gehen soll, können vielleicht auch liturgische Akte, Abschieds- und „Trauerfeiern“ helfen, das Unvermeidbare anzunehmen. Dazu gibt es eindruckliche Erfahrungen mancher Kirchgemeinden aus der Strukturreform 1998.

4. Neue Perspektiven

- Wir müssen uns nicht fatalistisch an den Rückgang ausliefern, sondern können uns Folgendes klar machen: Auf jedes Gemeindeglied in Sachsen kommen im Durchschnitt drei Nichtchristen. Wir, die christliche Kirche, sind also von dreimal so viel Nichtchristen umgeben, wie wir Christen sind. Schon rein statistisch, dann auch finanziell, erst recht aber geistlich leben wir **inmitten eines unerhörten Potenzials künftiger Christen**.
- Es wird also darauf ankommen, gleichzeitig die vorhandenen Gemeindeglieder zu binden (von denen 70 % die kirchliche Arbeit mittragen, ohne Veranstaltungen zu besuchen) und neue Gemeindeglieder zu gewinnen. Es wird darauf ankommen, möglichst viele junge Eltern zur Taufe ihrer Kinder einzuladen und zur christlichen Erziehung zu befähigen. Und dann ist die „4-Augen-Mission“ wieder kirchenfähig zu machen und einzuüben. Die Idee trägt nicht länger, dass Gemeinden Mitarbeitende dafür bezahlen, andere in die Kirche und zu Christus zu holen. **Mission ist Sache der Gemeinde**, jeder und jedes Einzelnen. Mitarbeitende im Verkündigungsdienst sollten die Gemeindeglieder für diese Aufgabe qualifizieren.
- Während wir alle noch dabei sind, die äußeren Verhältnisse unserer Kirche den künftigen finanziellen Möglichkeiten anzupassen, könnte beispielsweise schon morgen ein Kirchenvorstand seine Taufregister aus den 70er Jahren aufschlagen und die damaligen mit den heutigen Taufzahlen vergleichen. Das würde die allgemeinen Einsichten auf den eigenen Ort beziehen. Wenn dieser Kirchenvorstand sich dann vornähme, im folgenden Jahr die gleiche Zahl von Taufen (von Kindern, von Jugendlichen und von Erwachsenen) wie seinerzeit anzustreben, das wäre ein Ziel. Wenn er dieses Ziel als vorrangigste Aufgabe bezeichnen und die Aktivitäten der Kirchgemeinde von jetzt an vor allem auf dieses Ziel ausrichten würde, das wäre schon ein kleines Konzept. Dann könnte in verabredeten, angemessenen Zeitabständen Rückschau gehalten und der Prozess ausgewertet werden. Notwendige Nachsteuerungen würden möglich. Durch bewusste Wahrnehmung könnte sich Freude über Erfolge einstellen. Und die Dankbarkeit gegenüber Gott, der unverdient schenkt, würde größer. Aber auch Misserfolge und Fehler könnten analysiert und daraus gelernt werden. Für eine solche Gemeinde könnte sich vielleicht sogar **durch langsameren Mitgliederschwund** die nächste Stufe der **Strukturanpassung verzögern**. Wenn das trotz allen Mühens nicht gelingt, werden wir uns weiteren Veränderungen demütig stellen müssen.
- Kirchensteuer und Kirchgeld sind keine „kommunizierenden Röhren“. Wir haben vielmehr große Chancen, trotz Rückganges der zentralen Mittel **die örtlichen Einnahmen verstärken** zu können. Beispielsweise könnten seit dem vergangenen Jahr alle Kirchgemeinden die „Steuereinsparer“ und damit Kirchensteuersparer in ihrer Gemeinde um die Differenz zum Vorjahr bitten. Dann landete das Geld, das die Landeskirche wegen der Steuerreform nicht mehr bekommt, wenigstens in der Gemeindekasse.
- Sollten wir doch eines Tages nicht mehr „die Fläche abdecken“ können, dürfen wir uns daran erinnern: Wir sind nicht nur das Salz der Erde. Wir sind auch die **Stadt auf dem Berge**. Es gilt wohl nicht nur für die Wirtschaft, dass „Leuchttürme“ und industrielle „Kerne“ andere Betriebe anziehen. Wenn die finanzielle Kraft der Kirche eines Tages nicht mehr für bezahlte Mitarbeiterschaft in der Fläche ausreicht, dann muss auch unsere Kirche zu anderen Arbeitsformen übergehen, zu solchen, die zwar

nicht überall ständig präsent, aber von überall her sichtbar und vernehmbar sind. Damit verliert die Befürchtung von OKR Begriff (wenige bunte Tupfer auf großem weißen Tuch) ihren Schrecken. Die „Betreuungsstruktur“ der Kirche mit Unterweisung, Seelsorge und Kasualien an jedem Ort wird dann eben anders gestaltet werden, in größerer Selbstverantwortung der örtlich Ansässigen.

5. Der Selbsttäuschung widerstehen

- Auslöser von Enttäuschungen sind in der Regel falsche Erwartungen, seltener falsche Leistungen oder falsches Verhalten. So ist es auch mit vielen Enttäuschungen an der Kirche. Sie beruhen auf überzogenen Erwartungen.
- Wer meint, mit weniger Geld und weniger Menschen in größer gewordenen Gebieten dasselbe leisten zu können wie vorher, macht sich etwas vor und ist unbarmherzig. Wenn wir Ehren- und Hauptamtliche, Gebäude und Mittel als das Vermögen (also das Können) der Kirche sehen, dann gehören auf die andere Seite der Rechnung die Erwartungen, das Wünschenswerte, das, was unsere Kirche oder unsere Gemeinde „bringen“ soll. Beides ist aber in der Regel nicht deckungsgleich, denn immer sind die Wünsche größer als die Möglichkeiten. Also haben wir die Pflicht und Schuldigkeit, **aus dem Wünschenswerten so viel Notwendiges und so viel dann noch Machbares** herauszuschälen, wie durch das vorhandene Vermögen (Menschen und Material) abzudecken ist. Alles andere ist Täuschung. Jesus rät im Blick auf die Nachfolge zu radikaler Kostenabschätzung (Lk 14,28+31). Damit wir nicht zum Gespött werden oder verlieren – weil wir uns übernommen haben – sollen wir vor dem Turmbau die Kosten überschlagen und uns ein Beispiel an dem König nehmen, der seine Soldaten zählt, bevor er Krieg anfängt. Indem uns Jesus sehr weltliche Beispiele vor Augen stellt, fordert er uns auch im Blick auf geistliche Entscheidungen zu radikaler Nüchternheit heraus. Das muss dann aber auch für alle Entscheidungen im Zusammenhang mit der Entwicklung von Gemeinde und Kirche gelten.
- Nur wenn wir der Selbsttäuschung widerstehen, es ginge mit einem Viertel (!) der Gemeindeglieder des Jahres 1950 im Jahre 2012 alles wenigstens genau so weiter, wie in den Jahren vor 1997, werden wir weiter atmen können. Wenn nicht, müssen wir's büßen mit ausgebrannten Mitarbeitern, verärgerten und resignierten Kirchenvorständen und verstörten Gemeinden. Manche büßen jetzt schon.

6. Vorstellungen entwickeln, Ziele klären und konzeptionell arbeiten

- Ein Problem in unserer Landeskirche ist, dass vorrangig von Erfahrungen und damit von der Vergangenheit her gedacht, aber viel zu wenig auf Zukunft hin gestaltet wird. Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorsteher, Pfarrerinnen, Pfarrer und andere Mitarbeitende argumentieren häufig von dem her, was war und was nun verloren geht. Dadurch kommt es an vielen Stellen zu einer Dauer-Trauer. Diese verhindert die Konzentration der Kräfte, die Entscheidung für Prioritäten und damit die Bewältigung der Herausforderungen.
- Erst wenn Ziele für die Arbeit definiert und Schritte hin zu den Zielen festgelegt sind, kann man darüber entscheiden, was nun zu lassen, aufzugeben und einzustellen, was dagegen verstärkt fortzusetzen oder gar neu zu beginnen ist. Erst wenn Ziele gesetzt sind, ergeben sich Prioritäten. Weil doch die Kräfte begrenzt sind!
- Ziele für die Arbeit beschreiben kann wiederum nur, wer weiß, was er will. Ziele für die Gemeindeglieder hängen vor allem davon ab, welches Bild von Gemeinde wir gemeinsam haben. Und wir brauchen klare Vorstellungen, damit wir nicht ständig nur – an enger werdenden Grenzen entlang – reduzierend reagieren. Vielmehr kommt es darauf an, mit einem **Zukunftsbild von Gemeinde** zu arbeiten. Wenn also das Notwendige und das darüber hinaus Machbare aus dem Wünschenswerten herausgeschält ist, muss auf dieser Basis als nächstes eine konkrete Vorstellung über das Leben der Gemeinde (und der Region) in einem einigermaßen überschaubaren Zeitraum entwickelt werden. Diese Vorstellungen beschreiben dann auch die **Chancen der Entwicklung**. Solche Beschreibungen münden in der Regel in die Formulierung von Leitfragen ein, wie beispielsweise diese: Wie müsste in sieben Jahren unsere Gemeindegliederarbeit und die Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamtliche aussehen, damit ich mich gern engagiere?
- Bis Gemeinden dahin kommen, ist es ein weiter Weg. Und ein **langer Atem** ist dazu nötig, weil das etwas mit der Identitätsfindung in sich verändernden Verhältnissen zu tun hat. Doch wenn wir uns

dafür nicht ausreichend Zeit nehmen, werden wir nicht den größten gemeinsamen Nenner finden. Dieser aber ist nötig, wenn unsere Arbeit einer „Vision“ folgen soll, aus der sich Konzepte ableiten. Ohne diese unterliegt sie Zufällen und Machtspielen. Und das Kirchenjahr bleibt das einzige Strukturelement für die Gestaltung der Arbeit.

- Eine weitere Folge des unkonzptionellen „Aus-der-Hand-in-den-Mund-lebens“ ist: Zu wenige können ihre *besonderen* Begabungen einsetzen. Alle müssen alles Mögliche tun, wie es sich eben ergibt. Das würde anders, wenn beispielweise regional gemeinsam analysiert, sich verabredet und geplant würde. Dann könnte es verstärkt zu einem **gabenorientierten Einsatz** kommen. „Jeder für sich“ bleibt in der Regel Durchschnitt.

7. Blicke zu Nachbarn

- Obwohl katholische Pfarrer in Sachsen seit Jahrzehnten von ihren fast ausnahmslos städtischen Pfarreien aus nicht selten mehr als zehn Predigtstätten und Seelsorgestützpunkte betreuen müssen und die Gemeindegliederzahl ca. 3 % der sächsischen Bevölkerung ausmacht, wird davon katholisches Selbstverständnis nicht beeinflusst. Das Selbstbewusstsein, dass ihre Kirche eine unersetzliche gesellschaftliche Aufgabe wahrnimmt, wird weder durch Strukturen noch durch Quantitäten eingeschränkt. Im Gegenteil: Obwohl die katholische Kirche auch in Sachsen wegen erheblicher Finanzprobleme Pfarrstellen in Größenordnungen abbauen muss, startet sie parallel dazu die Aktion „Gemeinden im Aufbruch“ (Tag des Herrn 02.05.04).
- Pfarrer i. R. Beyer hat während seines Einsatzes in Kaliningrad einmal berichtet, dass seine Gemeinde einen Durchmesser von ca. 100 Kilometern hatte. Und er hat anschaulich geschildert, dass die, die Gott lieben, Gemeinschaft finden.

8. Gott kommt zur Welt

Die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten und Zwänge haben Gott vor 2000 Jahren nicht daran gehindert, seine Mission zu beginnen und Christus zu senden in unsere Welt. Die Gegebenheiten und Zwänge ihres Zeitalters haben die Apostel und die Gemeinden zur Zeit des Neuen Testaments nicht gehindert, sich in diese Mission Gottes durch Christus hineinreißen zu lassen. Da dürfen auch uns heute die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten nicht daran hindern, uns als Glieder am Leibe Christi in dieser Mission mitreißen zu lassen: In der Sendung auf die anderen Menschen zu, die Gott liebt – unter Einsatz aller Möglichkeiten, die wir haben und ohne uns davon deprimieren zu lassen, dass wir manche Möglichkeiten nicht (mehr) haben. Darum ist es wichtig, an der Auflösung der Blockaden zu arbeiten, die unsere Kirche und uns selbst an der Erfüllung des vorrangigen Auftrages hindern. Denn Gott geht seinen Weg. Die Frage ist, wie wir mitgehen.

Oberlandeskirchenrat Horst Slesazeck